

Ethnographie und Dokumentarische Methode

1. Einleitung: Kreuzungspunkte und Konvergenzen zweier Verfahren qualitativer Forschung

Ethnographie und Dokumentarische Methode gehören beide zum Kanon der gleichermaßen anerkannten wie einschlägigen Verfahren qualitativer Sozialforschung. Ihre paradigmatische Verwandtschaft dokumentiert sich aber nicht lediglich in der Systematik sozialwissenschaftlicher Methoden. Sie zeigt sich auch ganz forschungspraktisch, so etwa darin, dass sich die Anwendung beider Verfahren in ein und demselben Forschungsprozess keineswegs ausschließt, wie sich anhand einer Vielzahl von inzwischen vorliegenden Studien belegen ließe (vgl. z.B. Fritzsche/Wagner-Willi 2013). Gemeinsam ist ihnen überdies, dass sich ihre Entwicklungs- und Traditionslinien mehrfach kreuzen, und zwar *mindestens zweimal*. Zum einen nämlich kreuzen sie sich im Kontext des ethnomethodologischen Paradigmas. Deren Vertreter*innen machen nicht nur bis heute rege von ethnographischen Feldforschungsstrategien Gebrauch und leisteten damit einen bedeutenden Beitrag zur alltagssoziologischen und praxeologischen Wende der ursprünglich vor allem kulturanthropologisch geprägten ethnographischen Forschung (vgl. Pollner/Emerson 2001). Die erkenntnistheoretischen und sozialtheoretischen Grundlagen des ethnomethodologischen Forschungsprogramms stifteten auch jenen Kontext, in dem Garfinkel unter Bezugnahme auf Mannheim und Schütz die sogenannte „documentary method of interpretation“ (Garfinkel 1967: 78) als „Ethnomethode“ der alltäglichen Sinnproduktion ausgewiesen hat, ohne sie jedoch damit zugleich auch schon als Forschungsmethode entfaltet zu haben (vgl. Meuser 2013). Ein anderer Kreuzungspunkt in den Traditionslinien von Ethnographie und Dokumentarischer Methode findet sich um einiges später dann im Kontext des sogenannten „practice turn“, wie er seit Anfang der 2000er-Jahre für die sozialwissenschaftliche Theoriebildung und im Gefolge dessen auch innerhalb der methodologischen Debatten in den

Sozialwissenschaften geltend gemacht wird (vgl. Reckwitz 2000). Im deutschen Sprachraum entwickelt Ralf Bohnsack im Anschluss an Karl Mannheim und das Habitus-Konzept Bourdieus bereits ab den frühen 1980er-Jahren und noch vor der später erfolgenden Ausrufung des *practice turn* die Dokumentarische Methode zu einem Interpretationsverfahren der „praxeologischen Wissenssoziologie“ (Bohnsack 2007). Im gleichen Zeitraum etabliert sich im deutschen Sprachraum im Umfeld des *practice turn* eine praxeologische Auslegung der Ethnographie, welche die traditionelle Neugier auf das, was an einem bestimmten Ort über bestimmte soziale Gruppen und kulturelle Kontexte in Erfahrung gebracht werden kann, zunehmend mit dem besonderen Interesse an der Frage verknüpfte, wie sich eine bestimmte und für besonders gehaltene Wirklichkeit als solche *konstituiert* und im Vollzug *sichtbar* wird (vgl. Breidenstein et al. 2013: 25). Die Entwicklung der dokumentarischen Methode und die Praxeologisierung der Ethnographie vollziehen sich also zeitlich nahezu parallel. Sie stehen damit beide auch für die Rehabilitierung sozialtheoretischer gegenüber gesellschaftstheoretisch ausgerichteten Perspektiven in den Sozialwissenschaften.

Die hier nur in aller Knappheit skizzierten Kreuzungspunkte in der sozialwissenschaftlichen Karriere beider Verfahren deuten bereits an, dass ihre über weite Strecken parallel, aber auch unabhängig voneinander erfolgte Entwicklung – Stand heute – in einem *gemeinsamen Bezugspunkt des Erkenntnisinteresses* konvergiert. Dieser gemeinsame Bezugspunkt besteht darin, dass sie beide – wie wenige andere Verfahren der quantitativen und qualitativen Sozialforschung – ihre Aufmerksamkeit darauf richten, empirisch zu erschließen, *wie* eine bestimmte Wirklichkeit als eine je besondere soziale Wirklichkeit hervorgebracht wird. Der Blick auf das, was eine bestimmte Wirklichkeit ausmacht, verschiebt sich dabei auf den „Modus Operandi“, in dem sie sich vollzieht (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013: 13; für die Ethnographie: Amann/Hirschauer 1997). Dieser gemeinsame Bezugspunkt ist der Hintergrund, von dem dieser Beitrag ausgeht. Das heißt: Wenn es im Folgenden darum geht, das Verhältnis von Ethnographie und Dokumentarischer Methode genauer auszuloten, geschieht dies weniger im Horizont der offensichtlichen Unterschiede als vielmehr im Horizont der weit weniger häufig diskutierten Gemeinsamkeiten. Damit soll zwar nicht gelegnet werden, dass beide Verfahren für ihre Beschreibungen, Analysen und Rekonstruktionen durchaus verschiedene Ansatzpunkte (Praktiken vs.

Wissen) wählen, und es soll auch nicht unterschlagen werden, dass ihre methodologischen Leitsätze sich schwerpunktmäßig auf differente Phasen des Forschungsprozesses (Erhebung vs. Auswertung und Dateninterpretation) konzentrieren. Gleichwohl geht der Beitrag zunächst einmal davon aus, dass beide Verfahren mehr miteinander verbindet als sie trennt. Das Gemeinsame liegt, so die These, ganz wesentlich in einer spezifischen Auffassung über die Empirizität der sozialen Wirklichkeit, die beiden Verfahren eine gewisse Sonderstellung im Raum der qualitativen Methoden der Sozialforschung verleiht. Dabei bestimmt die Ausrichtung des Erkenntnisinteresses auf die *Genese* der sozialen Wirklichkeit auch ihren Status als Methode, ja die Bedeutung, die der Begriff „Methode“ dadurch eigentlich für beide Verfahren sowie den damit verbundenen Wirklichkeitszugang hat. Um dies herauszuarbeiten, soll im Folgenden das Verhältnis von Ethnographie und Dokumentarischer Methode im Horizont des Spektrums der qualitativen Verfahren insgesamt betrachtet und dabei der Blick vor allem auf die in der qualitativen Forschung vorfindbaren Arten und Weisen des Methodengebrauchs gerichtet werden.

2. Theorie, Empirie und das Methodenverständnis von Ethnographie und Dokumentarischer Methode

Wissenschaftliche Methoden dienen – im weitesten Sinne des Wortes – dazu, einen jeweiligen Forschungsgegenstand beobachtbar zu machen. Gleichzeitig ermöglichen sie es der wissenschaftlichen Praxis aber auch, sich selbst als wissenschaftlich zu beobachten und gegenüber ihren diversen internen und externen Publika entsprechend auszuweisen (Neumann 2014). Betrachtet man Methoden in dieser Funktion, so hat dies Konsequenzen. Wissenschaftliche Methoden können dann nämlich als mehr oder minder verfahrensmäßig ausgestaltete Regelwerke verstanden werden, in denen sich Strategien der Fremdbeobachtung bestimmter Objekte mit Akten der Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle der Forscher*innen beim Beobachten dieser Objekte verschränken. In einem orthodoxen Sinne gelten „Methoden“ dabei als „eine Art strenger Gouvernante, die zu überwachen hat, was sich in den zaghaften Begegnungen von Daten und Theorien alles ereignen könnte“, konstatiert Stefan Hirschauer (2008: 166).

Stefan Hirschauers Formulierung dürfte sich rasch als ein wenig überpointiert erweisen, würde man die reale Forschungspraxis den Maximen

der traditionellen Lehrbuchliteratur gegenüberstellen, und sie erweist sich erst recht als überpointiert, wenn man sie z.B. auf die ethnographische Forschung bezieht, der ja Hirschauer gemeinsam mit Klaus Amann andernorts auch einmal einen etwas „hemdsärmeligen“ Gestus des Entdeckens attestiert hat (Amann/Hirschauer 1997: 17). Gleichwohl macht die Formulierung darauf aufmerksam, dass die Selbstbezeichnung einer Methode als Methode und eine bloße Betrachtung der mit ihr offerierten strategischen und analytischen Vorgehensweisen für sich genommen noch kaum etwas darüber aussagt, was überhaupt im spezifischen Fall jeweils mit Methode genau gemeint ist. Vielmehr tritt das Methodische offenbar in unterschiedlicher Weise in Erscheinung, und zwar je nachdem wie über das Methodische die theoretischen und die empirischen Anteile im Prozess der Wissensproduktion zueinander ins Verhältnis gesetzt werden (vgl. Lindemann 2008). Wenn es also um Methoden geht, dann geht es immer auch um das *Verhältnis von Theorie und Empirie*. Kennzeichnend für die Besonderheit einer Methode *als Methode* wäre in diesem Sinne vor allem die Art und Weise, mit der sie auf die Unterscheidung von Theorie und Empirie und damit auf deren Verhältnis zueinander Bezug nimmt. Das Methodische eines Verfahrens lässt sich also nicht substantiell bestimmen, sondern ‚nur‘ relational. In diesem Sinne hat Herbert Kalthoff (2008) für die Sozialwissenschaften die unterschiedlichen Arten und Weisen des Umgangs mit Methoden skizziert und dabei drei Varianten unterschieden:

a) Die Methode als Bindeglied zwischen Theorie und Empirie

Eine *erste* Variante ist, folgt man Kalthoff, dadurch gekennzeichnet, dass sie Theorie und Empirie vergleichsweise stark voneinander trennt und infolge dieser Trennung die Methoden selbst als eine Art theorie- wie empiriefreies Bindeglied von Theorie und Empirie in Erscheinung treten. Empirie hat hier vor allem die Funktion, Ergebnisse zu erzeugen, die auf einem möglichst weitgehend standardisierten Ablauf der Wissensproduktion und des Forschungsprozesses beruhen. Die Phasen und intellektuellen Ressourcen dieses Prozesses sind klar unterschieden: Theoretische Annahmen und Erklärungsangebote werden von Erhebungs- und Auswertungsverfahren separiert. Qualitative Forschung geht in diesem Zusammenhang von einem relativ positivistischen Methodenverständnis aus, dem wiederum jener strenge Begriff der Methode entspricht, wie er eben bereits angesprochen worden ist: „Methoden sind diesem Verständnis zufolge neutrale Verfahren, die das

empirische Vorgehen unabhängig von den Forschungsgegenständen relativ stark vorgeben und festlegen [...] Forschungsmethoden sind hier von den Forschungsgegenständen getrennte und von ihnen abstrahierende Verfahren der Datenerzeugung“ (Kalthoff 2008: 17). Standardisierung und Verfahrensförmigkeit des Forschungsprozesses stehen dabei klar im Vordergrund. Theorie wird durch empirische Daten höchstens befragt und gegebenenfalls verändert.

Das Paradigma dieses Umgangs mit Methoden ist gewissermaßen der von Paul Feyerabend (1975) bereits in den 1970er-Jahren karikierte „Methodenzwang“, der u.a. regelmäßig dazu führt, dass bei der Anwendung von Methoden die legitimatorischen Absichten gegenüber den Erkenntnisinteressen Überhand gewinnen. Mit Bourdieu ließe sich diese Variante auch als „Methodologismus“ kennzeichnen, bei dem die Anwendung einer bestimmten Methode im Forschungsprozess gleichsam zu einer Art Selbstzweck gerät (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 51ff.).

Eine solche Neigung ist im Kontext der ethnographischen Forschung durchaus verbreitet. Viele Projekte, die vermeintlich mit einer ethnographischen Forschungsstrategie operieren, konzentrieren sich auf das Verfahren der teilnehmenden Beobachtung. Damit verbinden sie den Anspruch, ihrem Gegenstand in einem ‚natürlichen‘ Setting, also gleichsam in freier ‚Wildbahn‘, zu begegnen, was ja nichts Anderes als ein recht positivistischer Umgang mit dem ist, was man dann im Nachgang von Beobachtungen ‚Daten‘ oder auch ‚Material‘ zu nennen pflegt. Auch wenn es in der langen Geschichte der Ethnographie sicherlich einige Traditionslinien gibt, die eine solche Verwendung rechtfertigen mögen, weil man Ethnographie – wie etwa im angelsächsischen Sprachraum durchaus üblich – als ein Sammelsurium von Verfahren versteht, die hierzulande dem breiten Spektrum der qualitativen Forschung zugeordnet werden, so verweist doch die Geschichte der ethnographischen Forschung genauso darauf, dass teilnehmende Beobachtung und Ethnographie nicht einfach miteinander identisch sind. Zum einen kann nämlich Ethnographie – erhebungsmethodisch – einiges mehr umfassen als nur teilnehmende Beobachtung. Erinnerung sei hier nur an das ethnographische Interview, das Sammeln von Dokumenten und Artefakten oder auch quantitative Analysen, die in ethnographische Erhebungen eingehen können. Zum anderen kommt die Methode der teilnehmenden Beobachtung selbst weitgehend ohne eine theoretisch fundierte Wirklichkeitsauffassung von der Konstitution ihrer Gegenstände aus, was aber wiederum für die alltagssozio-

logisch bzw. praxeologisch ausgerichteten Varianten einer analytischen Ethnographie des ‚Einheimischen‘ so wiederum *nicht* gilt (vgl. Breidenstein et al. 2013; Kuhn/Neumann 2015).

Mit Blick auf die *Dokumentarische Methode* kann man sich vergleichbare Reduktionen vorstellen: Ethnographie in erster Linie als ein Verfahren der teilnehmenden Beobachtung zu verstehen, wäre das Gleiche, wie die Dokumentarische Methode mit dem Verfahren der Gruppendiskussion oder der Bild- und Videointerpretation zu verwechseln bzw. sie als Methode auf eine Technik der Dateninterpretation zu reduzieren. Darin ist m.E. auch ein erster gemeinsamer ‚blinder Fleck‘ beider Verfahren zu sehen, der keineswegs aber nur sie allein betrifft, sondern im Grunde alle Methoden der Sozialforschung. Konkret besteht er darin, dass beide Verfahren selbst nicht davor geschützt sind, in der Anwendung auf bloße Erhebungs- oder Auswertungstechniken reduziert zu werden. Anders gesagt: Der jeweilige operative Umgang mit diesen Methoden wird nicht bereits durch die Methoden selbst determiniert. Der angesprochene blinde Fleck resultiert also nicht unmittelbar aus den Methoden selbst, sondern korreliert mit einer bestimmten Form ihrer Anwendung, welche die konstitutive Bedeutung ihrer epistemologischen und theoretischen Prämissen ignoriert.

b) Methoden als gegenstandsangepasste ‚Vermittler‘ zwischen Theorie und Empirie

Eine zweite Variante der Relationierung von Theorie und Empirie durch Methoden in der (qualitativen) Sozialforschung ist, folgt man Kalthoff, dadurch gekennzeichnet, dass hier einer vermeintlich noch vorwissenschaftlichen Beschaffenheit des Forschungsgegenstandes ein besonders hoher Stellenwert eingeräumt wird. Das Gütekriterium für die Wissenschaftlichkeit des Forschungsprozesses beruht dabei nicht wie in der ersten Variante auf seiner weitgehenden Standardisierung, sondern vielmehr auf der plausibilisierbaren *Gegenstandsangemessenheit* der angewendeten Verfahren. Das in der qualitativen Forschung so geläufige und vielzitierte Postulat von der „Gegenstandsangemessenheit“ der Methode im Sinne des „unique adequacy requirement of methods“ (Garfinkel/Wieder 1992: 182) wäre hierzu das einschlägige Beispiel.

Das Postulat von der Gegenstandsangemessenheit erhebt dabei das Objekt selbst zum *Maß seiner Beforschung*. Eine gewisse Pluralität von Methoden innerhalb des Spektrums qualitativer Forschung gilt demzufolge zwar

als opportun, zugleich aber wird jede denkbare Gefahr der Beliebigkeit mit dem Verweis auf die Beschaffenheit des Gegenstandes bereits im Vorfeld unterbunden. Der von Paul Feyerabend angeprangerte *Methodenzwang* transformiert sich dabei zu einem *Methodisierungszwang* (vgl. Neumann 2014). Er soll davor bewahren, die vermeintlich empfindsamen und störungsanfälligen Objekte dem gewaltvollen Zugriff der Forschung einfach auszusetzen. Methoden werden also nicht als Instrumente der Objektkonstruktion ins Auge gefasst (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 54), sondern als Medien der Objekterschließung, die sich idealerweise der präsupponierten Eigenlogik dieser Objekte anzupassen haben. Die Folge ist, dass Theorie und Empirie zwar nicht vollständig voneinander separiert werden, der Empirie jedoch ein deutlicher Vorrang eingeräumt wird. Theorie sollte – im Idealfall – nicht die Voraussetzung oder der informative Ausgangspunkt, sondern allenfalls das Resultat empirischer Beobachtungen sein.

Stefan Hirschauer (2008: 179ff.) weist auf zwei verschiedene Tendenzen hin, zu denen die jeweiligen Versuche geführt haben, im Kontext der qualitativen Forschung dem wirkmächtigen Postulat der Gegenstandsangemessenheit Rechnung zu tragen. Einerseits kam es zu „einer gewaltigen Fragmentierung“ (ebd.) der Methodenlandschaft: Mit der Vielfalt der entdeckten Gegenstände und Gegenstandsverfassungen stieg auch die Anzahl methodischer Innovationen. Die andere Strategie des Umgangs mit dem Postulat bestehe darin, die Gegenstandsangemessenheit bis hin zur „Gegenstandsrelativität“ zu steigern (ebd.: 180). Methoden werden dabei nicht nur dem Gegenstand *angepasst*, sondern in seine Logik regelrecht *eingepasst*. Dabei wird der Gegenstand selbst zu einem Moment, das einen Zwang zur Methodisierung ausübt. Ein typischer Fall hierfür scheinen gerade auch bestimmte Auslegeformen der ethnographischen Forschungsstrategie zu sein: Die Ko-Präsenz von Forscher*in und Geschehen und der teilnehmende Mitvollzug der nicht unbedingt nur situativen, aber jedenfalls doch situierten Praktiken der Akteur*innen in einem Forschungsfeld werden nicht selten als unhintergehbare Bedingung der Möglichkeit angesehen, über die jeweils interessierenden Wirklichkeiten überhaupt etwas erfahren zu können. Im übertragenen Sinne spricht die ethnographische Forschung auch vom sogenannten „Methodenzwang des Feldes“ (Amann/Hirschauer 1997: 19). Gemeint ist damit das sukzessive Eintauchen in dessen Wirklichkeit im Sinne einer opportunistisch gedachten und mimetisch organisierten Erkenntnis- und Erlebensstrategie, die Gegenstandsangemessenheit zwar nicht postuliert, aber doch über

die Zeit hinweg erringt. Nicht umsonst gilt seit jeher die möglichst extensive „Teilnahme“ (van Maanen 1996) in Verbindung mit der Enkulturation in die Gewohnheiten, Bräuche, Rituale und Lebensvollzüge der beforschten Gruppen oder Felder als Königsweg ethnographischen Forschens. Methodizität ist dabei nicht allein eine Frage der technologischen Beherrschung bestimmter Verfahren oder von intellektueller Kreativität und technologischer Redlichkeit, sondern auch von sozialer Könnerschaft und kulturellem Verstehen. Ein gutes Beispiel dafür ist etwa das Konzept einer ‚Lebensweltlichen Ethnographie‘ und deren Primat des nachvollziehenden Verstehens der Weltsichten der Akteur*innen oder ‚Teilnehmer*innen‘ eines bestimmten sozialen Feldes. Das Konzept ist dabei ganz auf die Herstellung von Vertrautheit mit einer kulturellen Sphäre oder Nische ausgerichtet, der die Forscher*innen selbst nicht angehören (vgl. Honer 2011). Mit dieser sinnverstehenden Form der Sozialforschung, die nicht ohne Weiteres mit einem sinnrekonstruktiven Zugang zu verwechseln ist, wird die Welt gewissermaßen umfassend zum subjektiven Sinngeschehen erklärt.

Methoden werden unter dem Primat der Gegenstandsangemessenheit als nahezu theoriefrei repräsentiert, sind also nur insoweit ‚theoretisch‘, als sie zwar zu Theoretisierungen über die Verfassung eines konkreten Gegenstandsbereichs führen, diese jedoch keinesfalls schon von Beginn an offen explizieren. Mit Gesa Lindemann könnte man sagen: Das Postulat von der Gegenstandsangemessenheit verweist immer auch auf theoretische Annahmen, die sowohl konstitutiv in die Datenerhebung wie auch die Datenauswertung eingehen, selbst aber den „Status einer unbefragbaren [...] Voraussetzung“ haben (Lindemann 2008: 111). Entsprechend sind sie dann auch durch die anschließenden empirischen Analysen nicht mehr infrage zu stellen (ebd.: 109). Man kann es noch anders ausdrücken: Das Postulat der Gegenstandsangemessenheit verleitet dazu, die Rolle von Methoden als aktiven Instrumenten der Gegenstandskonstruktion zu verschleiern und die sozialtheoretischen Prämissen, die in die Wirklichkeitsauffassung der Forschenden eingehen, zu Merkmalen zu erklären, die dieser Wirklichkeit bereits von sich aus zukommen.

Eine solche Engführung bei der Anwendung der Dokumentarischen Methode wäre durch ihre Anlage sicherlich kaum gedeckt. Der Fall wäre dies aber z.B. dann, wenn man die Dokumentarische Methode ausschließlich als ein ‚gegenstandsangemessenes‘ Verfahren rezipieren würde, das vor allem dazu geeignet ist, konjunktives Wissen zu rekonstruieren. Das ist sie natürlich *auch*. Gleichzeitig wäre dies jedoch eine Verkürzung, weil damit übergangen

würde, dass die Möglichkeit der Fokussierung auf konjunktives Wissen sich einer theoretischen Unterscheidung verdankt, nämlich der zwischen *kommunikativem* und *konjunktivem* Wissen, die selbst nicht Ausgangspunkt, sondern ein (Zwischen-)Resultat der Entwicklung der Dokumentarischen Methode und ihrer Profilierung gegenüber anderen sozialtheoretischen Konzepten gewesen ist. Es handelt sich also nicht lediglich um eine theoretisch gesetzte, sondern auch durch die Forschungspraxis der Gruppendiskussion selbst plausibilisierte Unterscheidung (vgl. Nohl et al. 2013; Bohnsack 1989).

c) Die Verschränkung von Theorie, Empire und Methode

Eine dritte Variante des Umgangs mit Methoden im Feld der qualitativen Forschung sieht Herbert Kalthoff (2008) dadurch geprägt, dass die forschungsstrategisch relevante Frage in den Vordergrund rückt, wie der Gegenstand der Forschung durch sie und die von ihr jeweils eingenommene Wirklichkeitsperspektive nicht nur erschlossen, sondern selbst zugleich erzeugt wird: „Demnach machen Methoden Realitäten nicht in realistischer Weise sichtbar, sondern zeigen, wie sie – im Lichte der verwendeten Methoden – vorgestellt werden können“ (Kalthoff 2008: 19). Mit dieser Perspektive verändert sich sowohl der Stellenwert der *Methode* wie auch derjenige der *Empirie*. Methoden ermöglichen dabei nicht einfach die Beobachtbarkeit eines Gegenstandes, sondern sie machen ihn beobachtbar, *indem* sie ihn zugleich in einer beobachtbaren Form hervorbringen. Daraus müssen nicht zugleich auch schon relativistische Schlussfolgerungen gezogen werden. Denn hier handelt es sich um einen gleichsam unausweichlichen Vorgang. Die Maxime lautet vielmehr: Empirie ist und bleibt theoriegeladen, und dies ist zugleich eine viel eher theoretische und vor allem erkenntnistheoretische Voraussetzung als eine empirische. Theorie und Empirie sind infolgedessen im Grunde nicht mehr voneinander zu trennen, weil sie im methodisch geleiteten Vollzug der Forschung selbst miteinander konfundieren. Der Dualismus von Theorie und Empirie wird damit hinfällig.

Im Spektrum qualitativer Verfahren gibt es eine Reihe elaborierter Forschungsansätze, die einen solchen Umgang mit Methoden und eine solche Auslegung des Methodischen unterstützen, nahelegen oder gar erzwingen. Dazu zählen vor allem Ansätze, die bestimmte sozialtheoretische Annahmen über die Konstitution ihrer Objekte eng mit epistemologischen Grundentscheidungen, der Entwicklung einer darauf abgestimmten Methodologie der Forschung sowie bestimmten methodischen Herangehensweisen im en-

geren Sinne verknüpfen, sozusagen Methodenentwicklungen und eine Empirisierung und Theoretisierung ihrer Gegenstände aus sich selbst heraus betreiben. Die Empirisierung hängt dabei nicht mehr allein am Einsatz einer bestimmten Methode, vielmehr wird sie bereits durch ein Theorievokabular angebahnt, das einer empirischen Konkretisierung genauso bedarf wie es sie herausfordert. Diese Ansätze verknüpfen eine bestimmte, theoretisch informierte Wirklichkeitsauffassung mit einer methodisch-pragmatischen Theorie der Wirklichkeitserfahrung. Hierzu zählen beispielsweise Verfahren wie dasjenige der „Diskursanalyse“ (vgl. Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2011) und der „Objektiven Hermeneutik“ (vgl. Oevermann/Allert/Konau/Krambeck 1979), aber eben auch die praxeologische Ethnographie (Schmidt 2012) und die „Dokumentarische Methode“ (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013). Es handelt sich somit eigentlich nicht mehr um Methoden, sondern um Verschränkungen von *Theorien des Sozialen mit einer Theorie der Erkenntnis des Sozialen*, woraus dann wiederum forschungsstrategische Schlüsse abgeleitet werden.

Jenseits der eingefahrenen Dichotomie von theoretisch-kategorialer Bestimmung und empirischer Beschreibung und Rekonstruktion hat sich dabei ein dritter Weg etabliert, den man als Form der theoretischen und in diesem Sinne aber auch „reflexiven Empirie“ charakterisieren kann (vgl. Dinkelaker et al. 2016, S. 10). Er ist dadurch gekennzeichnet, dass die Beobachtung der sozialen Welt an die Frage ihrer Beobachtbarkeit gebunden wird, sodass herkömmliche gegenstandstheoretische Annahmen nicht mehr einfach postuliert, sondern empirisch zugleich in Zweifel gezogen und damit kontingent gesetzt und ‚verflüssigt‘ werden. Theorie hat dabei vor allem die Funktion, präzise anzugeben, unter welchen Bedingungen und *in welcher Form* ein jeweiliger Gegenstand beobachtbar gemacht werden soll. Empirie ist darin notwendig eingeschlossen, ohne dass sie im Grunde noch als eine von Theorie substanziell unterscheidbare Form des Weltkontakts ausgewiesen werden müsste. Konstruktion des Objekts und seine Erschließung lassen sich nur mehr analytisch, aber kaum mehr vollzugslogisch voneinander trennen und informieren sich wechselseitig im Forschungsprozess.

Die Entwicklungsgeschichte der heute grundlagentheoretisch differenziert ausgewiesenen Dokumentarischen Methode ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich ein qualitativer Forschungsansatz im Horizont einer Verschränkung von Theorie, Methode und Empirie sukzessive weiterentwickelt. So haben Arnd-Michael Nohl, Burkhard Schäffer, Peter Loos und Anja Przyborski

(2013) am Beispiel des Werks von Ralf Bohnsack nachvollziehbar herausgestellt, dass die Dokumentarische Methode mehrere Stationen durchläuft, bis sie bei ihrer heutigen Gestalt angelangt ist. Diese Stationen waren stets dadurch geprägt, dass forschungspragmatisch-methodische Verfeinerung, methodologische sowie grundlegende sozialtheoretische Elaboration und die Auseinandersetzung mit empirischen Problemen einander ergänzt und sich wechselseitig vorangetrieben haben. Von einer Immunisierung ihrer grundlegenden sozialtheoretischen Annahmen gegen die Empirie und die daraus resultierenden Irritationen kann also keine Rede sein. Stellvertretend kann hier nochmals auf die methodologisch bedeutsame Unterscheidung zwischen kommunikativem Wissen auf der einen und konjunktivem Wissen auf der anderen Seite bzw. Orientierungsschemata und Orientierungsrahmen verwiesen werden, durch deren empirische Explikation die theoretischen Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Theorie des Sinns bedeutend differenziert werden konnten (vgl. Vogd 2004).

Eine ähnliche Evolution ist für das sehr viel heterogenere Feld der ethnographischen Forschung nicht derart systematisch nachweisbar. Gleichwohl hat sich aber auch die Ethnographie, wenn auch nicht einheitlich, in vergleichbarer Weise in Richtung einer Forschungsstrategie entwickelt, die darauf spezialisiert ist, ein im Verhältnis zum angestammten theoretischen Wissen über einen Gegenstand „differentes Wissen“ zu erzeugen (vgl. Bollig/Neumann 2011). Die Ethnographie distanzierte sich im Laufe ihrer Geschichte zunehmend von einer naturalistisch-essenziellierenden Perspektive gegenüber dem vermeintlich Fremden, Unbekannten oder Neuen, auf der die früheren Formen einer lebensweltlich orientierten und am nachvollziehenden Verstehen ausgerichteten Ethnographie noch beruhten (vgl. Bollig/Honig/Neumann/Seele 2015). Dabei verschob sich der Fokus von der Intentionalität der Akteur*innen auf den *sozialen Sinn eines Geschehens*, das hinsichtlich der Regelmäßigkeit seiner praktischen Erzeugung untersucht wird. Gegenüber dem handlungstheoretischen Naturalismus der lebensweltlichen Ethnographie treten die Akteur*innen als Subjekte und Handlungszentren in den Hintergrund, die situierten lokalen Praktiken, deren Teil sie sind, hingegen in den Mittelpunkt. Entsprechend geht es heute in der ethnographischen Forschung nicht mehr allein um das Verstehen von Subjekten, sondern um die Explikation jener praktischen Logik einer Vollzugswirklichkeit, mit der diese Vollzugswirklichkeit als besondere hervorgebracht wird. Als zentrales Erkenntnishindernis wird in dieser Form der praxisanalytischen Ethnogra-

phie die Vertrautheit mit dem Feld gesehen, also das, was gerade im Zentrum der lebensweltlichen Strategie ethnographischer Forschung gestanden hat. Als problematisch gilt demnach nicht, dass *zu wenig gewusst wird*, sondern dass tendenziell *zu viel vorausgesetzt wird*. Entsprechend ist die ethnographische Erkenntnisproduktion vor allem auf die Irritation angestammten theoretischen bzw. kommunikativen Wissens ausgerichtet, indem es durch Akte des Befremdens gelingen soll, vorgebliche Vertrautheiten einzuklamern und wieder ein „offensive Verhältnis zum Nicht-Wissen“ zu etablieren (Amann/Hirschauer 1997: 11). In der methodologisch intendierten Befremdung des Feldes drückt sich somit auch eine Absatzbewegung vom Vorwissen der wissenschaftlichen Beobachter*innen aus (vgl. Bollig/Neumann 2011: 204ff.). In diesem Sinne formuliert etwa Robert Schmidt für die von ihm als praxeographisch bezeichnete Variante der Ethnographie und für eine auf diese Weise empirisch angelegte Soziologie der Praktiken:

„Die Praxissoziologien beanspruchen [...] eine besondere Form von Theorie. Sie soll so *gebaut* (Hervorh. S.N.) sein, dass sie sich vom Empirischen fortlaufend verunsichern, irritieren und revidieren lässt. [...] Ins Werk gesetzt werden soll dies durch Verfahren der Praxeologisierung, durch die empirische Perspektiven und theoretische Sehinstrumente in interessante und spannungsreiche Konstellationen gebracht werden können“ (Schmidt 2012: 31).

3. Zusammenfassung und Fazit

Die hier vorgenommenen Überlegungen sind im Kern von zwei Thesen ausgegangen. Erstens war dies die These, dass Ethnographie und Dokumentarische Methode – bezogen auf die qualitative Forschung insgesamt – mehr gemeinsam haben, als sie voneinander unterscheidet. Zweitens gingen die Überlegungen von der Annahme aus, dass die Blindstellen einer Methode weniger mit der Methode selbst als mit ihrer praktischen Verwendung zu tun haben. Dabei zeigen die jeweiligen Formen sowie die dazugehörigen Beispiele unterschiedlicher Verwendungsweisen von Methoden im qualitativen Forschungsprozess letztlich eine bedeutende Gemeinsamkeit von Ethnographie und Dokumentarischer Methode an. Sie besteht darin, dass beide zumindest das Potenzial besitzen, die Dichotomie und den vermeintlichen Gegensatz von Theorie und Empirie zur Auflösung zu bringen und sich dies der Tendenz

nach auch zunehmend in bestimmten Verwendungsweisen nachzeichnen lässt. Ethnographie und Dokumentarische Methode sind dabei in den jeweils avanciertesten Formen der Methodologisierung und Anwendung durch die folgenden drei Charakteristika gekennzeichnet:

- Ethnographie und Dokumentarische Methode repräsentieren – erstens – so etwas wie *Forschungstheorien*. Das heißt, in ihnen sind theoretische Annahmen über die soziale Wirklichkeit und über deren Beobachtbarkeit aufs Engste mit der methodisch-operativen Handhabung von analytischen Konzepten und empirischen Verfahren verbunden. In der Dokumentarischen Methode ist dabei der Ausgangspunkt die *Sozialität des Wissens*, in der Ethnographie ist es *die Sozialität von Praktiken*.
- Ethnographie und Dokumentarische Methode repräsentieren – zweitens – „theoretische Empirien“ (vgl. Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008), weil sie sowohl grundlagentheoretisch fundiert als auch gegenstands- und grundlagentheoretisch produktiv zu sein beanspruchen.
- Und nicht zuletzt repräsentieren Ethnographie und Dokumentarische Methoden etwas, was man als „Theorien der Empirie“ (Nassehi 2006: 256) bezeichnen kann. Das heißt, ihr Anspruch ist es, Beobachtbarkeiten sowohl für ihre theoretischen Aussagen als auch für ihre eigenen theoretischen Voraussetzungen anzubieten. Zum Ausdruck kommt dies nicht zuletzt darin, dass Ethnographie und Dokumentarische Methode ein herausragendes Interesse an Wie-Fragen miteinander teilen, welche die wissenschaftliche Auseinandersetzung wegführen vom Terrain vermeintlich ontologischer Sicherheiten (‘etwas ist, was es ist‘). Stattdessen halten Ethnographie und Dokumentarische Methode dazu an, immer wieder die eigenen theoretischen Voraussetzungen der Irritation durch die Empirie auszusetzen. Dabei vermeiden es sowohl Ethnographie als auch Dokumentarische Methode, etwas zu präsupponieren, was nicht zu beobachten ist, und fokussieren dagegen auf das operative Realisierungsformat, in dem die von ihnen beforschte Form des Sozialen (Wissen vs. Praktiken) ‚angetroffen‘ werden kann (s. Forschungstheorie). Im Unterschied zu dem, was man als eine ‚empirische Theorie‘ bezeichnen könnte, geht es nicht darum, eine Theorie mit Erfahrungsbezug zu ‚sättigen‘, sondern diesen überhaupt erst zu ermöglichen, und zwar in einer Weise, dass man letztlich darüber zu einer empirischen Rekonstruktion des immer schon methodisch präkonstruierten Gegenstandes gelangen kann.

Diese Charakterisierung bedeutet keineswegs, dass Ethnographie und Dokumentarische Methode nicht auch ihre ‚blinden Flecken‘ hätten. Allerdings besitzen die möglichen blinden Flecken keinen absoluten Status im Sinne etwa eines selektiven Blicks der sieht, was er sieht und dies eben nur, weil er nicht sieht, was er nicht sieht, um an die Metapher des blinden Flecks bei Luhmann zu erinnern. Vielmehr scheinen sie einen relativen Status zu haben, und sich gerade *nicht* aus der Grundanlage der jeweiligen Methodologien zu ergeben. Relativ sind diese Blindstellen nämlich zum einen bezogen auf die Art und Weise, wie die Verfahren tatsächlich im Forschungsprozess verwendet werden. Ebenso relativ sind sie, weil die blinden Flecken durch die empirische Selbstkorrekturmöglichkeit, die in beide Methoden eingebaut ist, immer wieder aufs Neue bearbeitet werden können. Das bedeutet nicht, dass man keinesfalls irren könnte. Es bedeutet aber, dass man sich selbst auch immer wieder irritieren kann.

Literatur

- Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–52.
- Bohnsack, Ralf (1989): Generation, Milieu und Geschlecht – Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2007): Dokumentarische Methode und praxeologische Wissenssoziologie. In: Schützeichel, Rainer (Hrsg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz: UVK, S. 180–190.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl Arnd-Michael (2013): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Bohnsack Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung (3. Aufl.). Wiesbaden: VS, S. 9–32.
- Bollig, Sabine/Honig, Michael-Sebastian/Neumann, Sascha/Seele, Claudia (2015): Approaching the Complexities of Educational Realities. In: Bollig, Sabine/Honig, Michael-Sebastian/Neumann, Sascha/Seele, Claudia (Hrsg.): MultiPluriTrans in Educational Ethnography. Approaching the Multimodality, Plurality and Translocality of Educational Realities. Bielefeld: transcript, S. 9–33.
- Bollig, Sabine/Neumann, Sascha (2011): Die Erfahrung des Außerordentlichen. Fremdheit/Vertrautheit als methodisches Differential einer Ethnographie päd-

- gogischer Ordnungen. In: Zeitschrift für qualitative Forschung (ZQF), 12, 2, S. 199–216.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): Ethnographie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München: UVK (UTB).
- Dinkelaker, Jörg/Meseth, Wolfgang/Neumann, Sascha/Rabenstein, Kerstin (2016): Die Erziehungswissenschaft, ihr Gegenstand und ihre Empirie. Sondierungen im Spannungsfeld zwischen traditionellen Kontroversen und reflexiver Empirisierung. In: Dinkelaker, Jörg/Meseth, Wolfgang/Rabenstein, Kerstin/Neumann, Sascha/Dörner, Olaf/Hummrich, Merle/Kunze Katharina (Hrsg.): Empirie des Pädagogischen und Empirie der Erziehungswissenschaft. Beobachtungen erziehungswissenschaftlicher Forschung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 9–28.
- Feyerabend, Paul K. (1975): Against method. Outline of an anarchistic theory of knowledge. London: New Left Books.
- Fritzsche, Bettina/Wagner-Willi, Monika (2013): Ethnografie und Videografie in praxeologischer Perspektive. In: Loos, Peter/Nohl, Arnd-Michael/Przyborski, Aglaja/Schäffer, Burkhard (Hrsg.): Dokumentarische Methode. Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen. Opladen: Budrich UniPress, S. 268–284.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. London: Prentice Hall.
- Garfinkel, Harold/Wieder, D. Lawrence (1992): Two incommensurable, asymmetrically alternate technologies of social analysis. In: Watson, Graham/Seiler, Robert M. (Hrsg.): Text in context: studies in ethnomethodology. Newbury Park: Sage, S. 175–206.
- Hirschauer, Stefan (2008): Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 165–187.
- Honer, Anne (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS.
- Kalthoff, Herbert (2008): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 8–38.
- Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.) (2011): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden (3., erw. Aufl.). Wiesbaden: VS.

- Kuhn, Melanie/Neumann, Sascha (2015): Verstehen und Befremden. Objektivierungen des ‚Anderen‘ in der ethnographischen Forschung. In: Zeitschrift für qualitative Forschung (ZQF), 16, 1, S. 25–42.
- Lindemann, Gesa (2008): Theoriekonstruktion und empirische Forschung. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 107–128.
- Maanen, John van (1996): Ethnography. In: Kuper, Adam/Kuper, Jessica (Hrsg.): The Social Science Encyclopedia (2. Aufl.). London: Routledge, S. 263–265.
- Meuser Michael (2013): Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. In: Bohnsack Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung (3. Aufl.). Wiesbaden: VS, S. 223–239.
- Nassehi, Armin (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Neumann, Sascha (2014): Wider den Methodisierungszwang. Zum sozialen und erkenntnistheoretischen Stellenwert der Teilnahme im Forschungsprozess. In: Berliner Debatte Initial, 25, 3, S. 1–7.
- Nohl, Arnd-Michael/Schäffer, Burkhard/Loos, Peter/Przyborski, Aglaja (2013): Einleitung: Zur Entwicklung der dokumentarischen Methode durch Ralf Bohnsack. In: Loos, Peter/Nohl, Arnd-Michael/Przyborski, Aglaja/Schäffer, Burkhard (Hrsg.): Dokumentarische Methode. Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen. Opladen: Budrich Uni-Press, S. 9–40.
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 352–434.
- Pollner, Melvin/Emerson, Robert M. (2001): Ethnomethodology and Ethnography. In: Atkinson, Paul/Coffey, Amanda/Delamont, Sara/Lofland, John/Lofland, Lyn (Hrsg.): Handbook of Ethnography. London: Sage, S. 118–135.
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück.
- Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Vogd, Werner (2004): Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität. Eine qualitativ rekonstruktive Studie unter dem besonderen Blickwinkel von Rahmen („frames“) und Rahmungsprozessen. Berlin: VWF.